

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken

liebe, und so kehrten sie eines Tages in guter Gesundheit und mit vollbespikter Börse nach Amsterdam zurück.

Bevor sich van Pee nach Hause begab, ging er auf den Freitagmarkt und kaufte eine schöne Portion Schleien, die er seiner Frau beim Eintritt ins Zimmer mit den Worten überreichte: „Nun, Frauchen, kocht das Wasser schon. Hier

hast du die Fische, die ich dir damals kaufen sollte.“ —

Das Ende läßt sich denken. Der gute Maler mußte eine grausame Strafpredigt über sich ergehen lassen; als er aber dann zu Worte kam, seiner Frau die gespikete Börse zeigte, begann auch sie sich zu beruhigen und verzieh schließlich ihrem Mann den — Künstlerstreich.

Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken.

Erzählung von Ludwig Blümke.

Der alte Oppermann, der Chef des großen Getreidegeschäftes am Markt, hatte soeben das Kontor verlassen, um seinen gewohnten Morgen-spaziergang anzutreten, und die beiden Kontoristen waren sich selbst überlassen.

„Gott sei Dank“, sagte Fritz Wellner, die Arme von sich streckend und laut gähmend. Dann nahm er die zahllosen Fakturen und Brieffschaften, die vor ihm auf dem Pult lagen, in die Hand und warf alles unsanft in die gewaltige Schublade. „Es ist zum Sterben langweilig“, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort; der zweite Kollege war nämlich noch in seine Arbeit vertieft, daß er nichts um sich her sah und hörte. „Streberseele, der dumme Müller. Möchte nur wissen, was er von seinem Eifer hat.“ —

Fritz Wellner hatte sich von seinem Lederbock erhoben und schritt, die wohlgepflegten Hände, an denen verschiedene, zwar geringwertige, aber den Schein des Wertes erweckende Ringe funkelten, in die Tasche verfenkt, gedankenvoll auf und nieder in dem großen Geschäftsraum. Er unterschied sich wesentlich von seinem fleißigen Genossen, nicht nur durch seinen weit geringeren Arbeitsdrang, sondern auch durch seinen ganzen Charakter und durch sein Neuferes.

Hans Müller war ein einfacher, redlich denkender, gottesfürchtiger junger Mann. Er war von kleiner, unansehnlicher Figur, hatte ein blaßes Gesicht, an dem eigentlich nichts schön war als die großen, treuen blauen Augen, die so ehrlich in die Welt schauten, daß man in ihnen schon des jungen Kaufmanns ganzes Wesen zu lesen vermochte.

Fritz Wellner war ein schlauer Geschäftsmann; ihm kam es nicht darauf an, ab und zu einen Finger breit vom schmalen Pfade des Rechts abzuweichen: er verstand es vorzüglich, die Maske der Heuchelei vorzustechen. Dadurch war es ihm auch gelungen, sich bei seinem Chef so einzuschmeicheln, daß derselbe ihm unbedingtes Ver-

trauen schenkte. Er war ein stattlicher junger Herr, war hoch und schlank gewachsen, hatte ein schönes Gesicht mit stottem Schnurrbart und sorgfältig gescheiteltes, nach teurer Pomade duftendes blondes Haar. — In seinem stets modernen Anzuge, mit dem goldenen Kneifer auf der Nase und der funkelnden Busennadel in der geschmackvollen Krawatte, sah er aus wie ein geborener Aristokrat. Und das wußte er leider nur zu genau, darauf war er nicht wenig stolz. — Eben nun, während er im Kontor so auf- und abschrift, beschäftigten sich seine Gedanken mit kühnen Zukunftsplänen, die nicht zum mindesten auf seine große Eitelkeit zurückzuführen waren. „Bin nicht umsonst ein so schöner Kerl“, sagte er zu sich selber, wohlgefällig seinen Schnurrbart streichend, „werde ein reiches Mädel heiraten, dann hat die Quälerei hier ein Ende, werde endlich selbständig und kein Mensch hat mir ein Wort zu sagen.“ —

Da wohnte drüben am Hain der Rentier Helfrich, dessen Tochter war nicht nur schön, sondern mußte nach Fritz Wellners Berechnung auch mindestens zehntausend Taler mitbekommen. Das wäre so eine Partie nach seinem Sinn gewesen. Der Vater würde ihm gewiß seine Einwilligung geben, denn den hatte er sich bereits in kluger Berechnung zum Freunde gemacht. Und die schöne Marie müßte ja blind sein, wenn er ihr nicht gefiele. —

„Weißt du, Hans“, sagte er dann, plötzlich vor dem fleißigen Kollegen stehend bleibend, „weißt du, ich will mich selbständig machen, will heiraten, und zwar die schöne Marie Helfrich.“

Hans schaute erschreckt auf und seine blassen Wangen färbten sich purpurrot. „Marie Helfrich?“ wiederholte er. „Weißt du denn, ob sie dich mag?“

Fritz Wellner lachte höhnisch und entgegnete: „Ob sie mich mag, weiß ich zwar noch nicht bestimmt, aber ich habe ja noch immer Glück bei den Frauen gehabt, hoffe sicher, daß ich keinen Korb kriegen.“

„Aber du weißt ja nicht, ob Marie nicht schon einen anderen liebt“, sagte Hans, noch immer verlegen.

„Ha, du scheinst mir selber Absichten auf sie zu haben“, rief Fritz aufgeregt und warf dem Kollegen, der sich, ohne zu antworten, wieder in seine Arbeit vertiefte, einen bitterbösen Blick zu.

Fritz hatte das Richtige erraten. Hans liebte Marie, und seine Liebe wurde auch erwidert. Schon seit frühester Kindheit kannten sich beide und seit Jahren war es unter ihnen eine abgemachte Sache, daß sie einst Mann und Frau würden. Freilich wußte bisher noch niemand um ihre Liebe, sie wollten dieselbe so lange geheim halten, bis Hans' Ersparnisse, die schon jetzt nicht unbedeutend waren, so groß sein würden, daß er selber ein Geschäft gründen konnte. Dann, so meinte er, würde Marias Vater, der ihn jetzt noch nicht so recht für voll ansah, ihm seine Erlaubnis und seinen väterlichen Segen nicht vorenthalten.

— Das mußte eine herrliche Zeit werden, wenn er im eigenen Geschäft arbeiten durfte, Marie an seiner Seite und die alten Eltern, die jetzt mit Entbehrungen aller Art zu kämpfen hatten, sorglos in ihres Sohnes eigenem Hause leben konnten.

Wenn Hans so daran dachte, dann wurde ihm leicht und froh ums Herz, er faltete die Hände und betete in seinem frommen Herzen: „Herr, gib, daß die schöne Zeit nicht mehr allzufern sei.“

Es war heute ein milder Juniabend. Die Bäume prangten in vollem Blätterschmuck, der Flieder spendete lieblichen Duft und die Nachtigallen sangen ihr frohes Lied im Hain.

Hans Müller, dessen Vater ein alter, wackerer Invalide von anno 13 war, und von seiner geringen Pension mit seiner Gattin und Hans' jüngerer Schwester in dürftigen Verhältnissen lebte, hatte seinen Eltern soeben „gute Nacht“ gesagt und schritt nun fröhlichen Sinnes dem Hain zu, vor dem das Haus Helfrichs inmitten duftiger Fliederbüsche stand. Marie empfing ihn mit tausend Freuden, und der alte Helfrich, der, seine Pfeife rauchend, auf der Bank saß, hieß ihn heute besonders herzlich willkommen. Das kam daher, weil Marie ihm eben erzählte, wieviel Geld Hans schon erspart und wie glücklich sie durch seine Liebe sei.

In traulichem Gespräch saßen die drei dann lange beim Nachtigallengefang auf der Bank unter dem blühenden Flieder und sprachen von der schönen Zukunft. Sie überhörten es vollkommen, daß es drüben in den Haselnußbüschen raschelte, als schliche ein menschliches Wesen behutfsam hin-

durch, sie merkten es auch nicht, daß eine sehr schlanke Gestalt sich ihnen bis auf wenige Schritte näherte und aufmerksam ihrem Gespräche zuhörte.

Der verborgene Lauscher war kein anderer als Fritz Wellner, den brennende Eifersucht hierher getrieben hatte.

„Warte, du elender Heuchler“, sagte er zähneknirschend zu sich selber, „warte, noch hast du dein Ziel nicht erreicht. Wir wollen einmal sehen, ob die Engel, von denen du öfters faselst, dich schützen können.“ — Mit geballten Fäusten schlich er wieder von dannen und schmiedete schurkische Pläne. —

Als Hans Müller am nächsten Morgen punkt sechs Uhr ins Kontor trat, fand er seinen Kollegen, der sonst nicht gerade sehr pünktlich zu sein pflegte, bereits dort. — „Das schöne Wetter ließ mich nicht länger schlafen“, erklärte derselbe mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt, „der helle Sonnenschein fiel in mein Fenster, darum stand ich heute früher auf als sonst. Will mir das Frühaufstehen überhaupt angewöhnen, da es sehr gesund sein soll.“

In Zukunft fand Hans ihn dann um sechs Uhr immer schon dort. Dem ehrlichen jungen Manne schien das nichts Bedeutungsvolles weiter zu sein, er hatte ja den Grund dafür vernommen.

Eines Tages herrschte große Aufregung im Doppermannschen Kontor; der Prinzipal vermischte nämlich zwanzig Taler in seiner Kasse. Da er in Geldsachen recht genau war, so ging ihm die Sache sehr nahe und er forschte aufs eifrigste nach dem Verbleib der Summe; doch ohne Erfolg. — Die beiden jungen Leute hatten ihm bisher nie Veranlassung zu Zweifeln an ihrer Ehrlichkeit gegeben, deswegen konnte er unmöglich glauben, daß einer von ihnen das Geld gestohlen hätte. Nichtsdestoweniger hatte er in Zukunft ein scharfes Auge auf sie und ließ sie selten allein im Kontor. Als ihm dann eines Tages, nachdem wieder Geld, eine geringere Summe zwar nur, fehlte, ein anonymer Brief zuging, in dem er vor seinem Kontoristen Hans Müller gewarnt wurde, da derselbe bei ihm ungläubliche Ersparnisse mache, da konnte er ein gewisses Mißtrauen gegen den wackeren Menschen nicht verbergen. Hans ging das sehr zu Herzen, er suchte durch noch größeren Fleiß das volle Vertrauen seines Prinzipals wieder zu erwerben, aber das wollte ihm nicht gelingen. Er mußte Feinde haben, die ihn verleumdeten. Herr Doppermann behandelte ihn immer kühler und oft geradezu rücksichtslos. Fritz Wellner gewahrte das mit stiller Freude. Er zweifelte nicht öfters daran, daß sein elender Plan, den Kollegen aus dem Wege zu schaffen, gelingen

würde. Der Anfang war gemacht, alles stand so gut, daß er den Hauptstreich wagen durfte. —

Da stand in dem kleinen Stübchen neben dem Kontor, in welchem der alte Oppermann allerlei Privatarbeiten zu erledigen pflegte, ein kleines, reichverziertes Kästchen, in dem sich eine sehr wertvolle goldene Taschenuhr befand, die vor hundert Jahren der alte Fritz Oppermanns Großvater, der damals Bürgermeister in der Stadt war, geschenkt hatte. Dieses Kästchen, das in der Familie in höchsten Ehren stand, wußte Fritz Wellner sich eines Abends anzueignen, ohne daß irgend eine Seele etwas davon merkte. Er hatte gehört, daß sein Kollege mit Eltern und Schwester heute bei Helfrichs zum Abendessen geladen war. — Da schlich er denn heimlich in das Häuslein, das die alten Müllers bewohnten und in dem sich Hans' Stube befand, öffnete die Tür zu dieser mittels eines geeigneten Schlüssels und versteckte unter alten Büchern und Papieren das Kästchen mit der wertvollen Uhr. — Niemand hatte ihn gesehen, das Werk mußte gelingen. — — —

Als die beiden Kontoristen am nächsten Morgen zu gleicher Zeit das Kontor betraten, stürzte der Chef ihnen mit rotem Kopfe, ganz außer Atem, entgegen und stöhnte: „Die Uhr — die alte Uhr ist gestohlen! — Mich rührt der Schlag! — Das elende Diebesgesindel!“

Beide Kontoristen waren sehr überrascht und Fritz rief: „Unerhört ist das, Herr Oppermann. — Wir müssen den Dieb herausbekommen!“ Dann sagte er mit schlauer Miene: „Nun munkelt man gewiß in der Stadt, die jungen Leute sind Spitzbuben. Wir kommen um unseren guten Ruf, das kann und darf nicht angehen, die Sache muß aufgeklärt werden.“

„Ja, der Halunke darf mir nicht entwischen“, rief Oppermann mit ganz heiserer Stimme. „Der Verdacht fällt auf Sie, meine Herren, da außer Ihnen niemand Zutritt zu diesen Räumen hat. Gestatten Sie, daß ich zu Ihrer eigenen Rechtfertigung unverzüglich in Ihren Wohnungen eine Hausfuchung veranstalten lasse.“

Die jungen Leute hatten nichts dagegen, und Oppermann ging mit zwei Polizisten sofort daran, ihre Stuben aufs genaueste zu durchsuchen. — Man fand bei Hans Müller die Uhr. — — Er stand wie gelähmt dabei. Keines Wortes mächtig, ließ er alles über sich ergehen, daß man ihn einen Schurken, einen gemeinen Gauner nannte, daß die Polizisten ihn am Kragen nahmen und mit sich durch die johlende spottende Volksmenge führten.

„Ich bin unschuldig, Gott weiß es“, das war alles, was er zu sagen vermochte.

Aber das nützte ihm natürlich gar nichts, seine Schuld lag ja so klar zu Tage.

Die ganze Stadt befand sich in Aufregung über diesen Vorfall. — Die alten Müllers waren außer sich vor Schmerz und Enttäuschung. Nicht minder empört war Helfrich. Nur Marie konnte an ihres Geliebten Schuld nicht glauben, trotzdem sie doch so deutlich erwiesen war. — —

Hans hatte eine lange, harte Strafe zu verbüßen. — — Ehrlos und verachtet irrte er, nachdem er aus der Haft entlassen war, in der Welt umher. Nirgends fand er eine Stellung, niemand wollte mit einem Diebe etwas zu schaffen haben. Hätte er von seinen Ersparnissen in dieser Not nicht zu zehren gehabt, so wäre ihm nichts anderes übrig geblieben, als Bettelbrot zu essen. — Seine Braut schrieb ihm, — er durfte natürlich die Schwelle von Helfrichs Haus nicht mehr überschreiten — daß sie zwar noch immer an seine Unschuld glaube und ihm treu bis in den Tod bleiben würde, daß aber an eine Heirat nicht mehr zu denken sei, da der Vater dieselbe nie zulassen würde.

Darauf erwiderte er: „Verzage nicht, Geliebte, Gott hat es so gewollt, er hat mir eine harte Prüfung auferlegt, aber ich bin dessen gewiß, daß er meine Unschuld ans Tageslicht bringen wird, wenn seine Stunde gekommen ist.“ —

So hatte der fromme Hans Müller also in seinem Glauben einen süßen Trost, und Kraft, sein Leiden geduldig zu tragen. — — —

Hans Müller hatte eine Anstellung als Schreiber bei einem Advokaten gefunden. Das war ein sehr anstrengender und wenig einträglicher Posten, aber der arme, ehrlose junge Mann mußte ja mit dem Geringsten zufrieden sein. — —

Es war Sonntag. — Hans machte einen Spaziergang über die Felder und atmete mit Wohlbehagen die reine Lenzesluft ein. — Des Winters letzte Spuren waren gewichen, die Sonne lächelte gar lieblich vom blauen Himmel auf die Erde nieder, aus der das erste, zarte Grün empor sproßte. Lerchen trillerten in der klaren Luft und aus ihrem frohen Sange tönte es dem einsamen Manne immer wieder entgegen: „Verzage nicht, der alte Gott lebt noch. Er vergißt seine Erde nicht, er läßt es wieder Frühling werden.“ —

Als Hans so dahinwanderte, begegnete er plötzlich, gerade als er in die Straße einbog, die vom See zur Stadt führte, Fritz Wellner, den er seit seiner Verhaftung nicht mehr gesehen hatte. Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, schritt der ehemalige Kollege in seinem leichten Ruderfossum dem See zu. Hans tat einen Seufzer und suchte

das Gefühl der Bitterkeit, das sich in ihm regte, zu überwinden. Es war ihm nur zu klar, daß Fritz an all seinem Glend die Schuld trug. Aus reiner Eifersucht hatte derselbe ihn in Schmach und Schande gestoßen. — Aber „Liebet eure Feinde“, sagte der Heiland, „segnet die euch fluchen.“ — Hans hatte ihm vergeben.

Was war das? — Hans blieb plötzlich stehen und hielt die Hand ans Ohr. — Ein Hilferuf, — vom See her mußte der gekommen sein. — Jetzt ein zweiter, ein dritter, ganz deutlicher. — Ohne sich zu bestimmen eilte Hans zum See.

Da sah er seinen ehemaligen Kollegen auf einem halbversunkenen, leichten Rahne, voller Verzweiflung, händeringend stehen. — Das Fahrzeug war leck geworden, und Fritz Wellner, der des Schwimmens nicht kundig war, sah seinem sicheren Tode entgegen. — Jetzt versinkt er vollends. Fritz streckt noch einmal die Arme hilfesuchend nach oben, dann ist nichts mehr zu sehen als die weiten Wellenkreise, die der See an der Unglücksstelle schlägt. — Hans hatte sich seines Rockes und der Stiefeln entledigt, kühn schwimmt er auf den See hinaus, er hat seine Seele Gott befohlen, und der Herr ist mit ihm. — Er erreicht die Unglücksstelle, und es gelingt ihm, tief untertauchend, den bereits ohnmächtigen Fritz Wellner zu erfassen und mit Ausbietung seiner letzten Kräfte ans rettende Ufer zu schaffen.

Inzwischen waren auch andere Leute herbeigeeilt und waren Hans bei dem Wiederbelebungsversuchen, die derselbe mit dem Verunglückten anstellte, behilflich. Fritz Wellner erwachte denn auch bald aus seiner Ohnmacht und erfuhr, wer sein

Retter sei. Er war keines Dankeswortes fähig, aber er drückte Hans die Hand und flüsterte leise: „Vergib mir.“

*

Fritz Wellner hatte plötzlich seine Stellung bei Oppermann aufgegeben und war nach Amerika gezogen, um dort sein Glück zu versuchen. — Aus San Franzisko schrieb er eines Tages einen Brief an Oppermann, und bekannte darin reumütig, daß er seinem Kollegen Müller aus Eifersucht so schweres Unrecht getan hätte. Er wäre der Dieb der goldenen Uhr gewesen und hätte dieselbe in Müllers Stube versteckt, um jenen ins Gefängnis zu bringen. Gleichzeitig schrieb er auch an Hans und bat denselben um Verzeihung. Seit jenem Tage, wo er ihn vom sicheren Tode gerettet, hätte er vor seinem Gewissen keine Ruhe mehr gehabt, er wäre in die Ferne geflohen, aber ohne Frieden müßte er leben. Er hätte die Allmacht und die Gerechtigkeit Gottes erkannt. —

Das gab in der Stadt wieder viel zu reden. — Der alte Oppermann wußte gar nicht, wie er den guten Hans Müller für alles erlittene Unrecht entschädigen sollte, er bat ihn, sein Kompagnon zu werden und vertraute ihm, nachdem er darauf eingegangen war, sein ganzes Geschäft an.

Hans aber sagte zu seiner Geliebten, die sich jetzt seiner nicht mehr schämen brauchte und öffentlich mit ihm verlobt wurde: „Mein Glaube ist nicht zu Schanden geworden. Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken. Ihm wollen wir vertrauen unser Leben lang, dann wird es uns an nichts fehlen.“

— Schwergeprüft. —

Erzählung aus dem Leben. Von Hans Brandes.

Sie war die Tochter eines kindergesegneten Mannes, der als Tagelöhner sich ehrlich und recht, aber kümmerlich durchs Leben schlug. Anna war schon als kleines Mädchen das schönste unter den Tagelöhnerskindern. Bis zu ihrem 16. Jahre von der Schulentlassung an, diente sie als Kinderhüterin im Hause des Bürgermeisters der Heimatgemeinde; dann kam sie in die Stadt, und erhielt dort so viel Lohn, daß sie allmonatlich zehn Mark nach Hause schicken konnte. Jedesmal, wenn die Anna heimkam zu Besuch, verwunderten sich die Leute des Dorfes darüber, wie schön das Mädchen geworden war. Aber diese Tatsache merkten Verschiedene in der Stadt auch, und an Verehrern fehlte es der Anna drum nicht. Wenn sie klink

und sauber nach dem Markte eilte, den krummbeinigen Dackel der Herrschaft als Begleiter, drehte wohl mancher der Vorübergehenden den Kopf nach ihr um und murmelte: „Ei, was ein hübsches Mädel!“

Der Anna blieb das nicht verborgen; aber sie gab nicht viel darauf, scherzte zwar mit denen, die ihr schmeichelten, wollte aber von einer Liebenschaft nichts wissen.

So war sie zwanzig Jahre alt geworden, hatte am ersten Plaze ausgeharrt und war von ihrer Herrschaft gehalten wie eines, das zur Familie gehört.

Da trat in ihrem Leben eine Wendung ein, und diese kam durch einen Mann.